

Zur Wiederentdeckung von C. A. Loosli

Jede Zeit legt sich ihre eigene Vergangenheit zurecht. Nun ist das, was hinter uns liegt, auch danach. Noch nie ist eine Epoche wie die unsere daran gegangen, Vergangenheit aufzuarbeiten, nicht nur um historisch ein Gewissen zu bereinigen und um damit überhaupt erst zu so etwas wie zu einem Gewissen zu kommen. Wir erfahren, wie das, was wir gerne als vergangen abbuchen möchten, keineswegs historisch ist, sondern direkt und versteckt Aktualität ausmacht – ob das unsere Flüchtlingspolitik betrifft oder allgemeiner die Neo-Totalitarismen jeglicher ideologischen oder rassistischen Art.

Daß sich Deutschland durch seine Vergangenheit zur Konfrontation mit sich selber herausgefordert fühlt, braucht kaum begründet zu werden. Und ebensowenig, daß zu dieser Konfrontation die Mahnung gehört, nicht zu vergessen. Das bringt unweigerlich die Forderung mit sich, was vergessen ging (oder verdrängt wurde) ins Gedächtnis zurückzuholen. Und das wiederum gilt nicht zuletzt für die Literatur.

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt hat sich denn auch mit Konsequenz vergessener Autoren und Autorinnen angenommen. Einmal, indem sie als hoher Akt der Wiedergutmachung Einzeltitel, Gesam-

melte Werke wie Briefe und Briefwechsel von Emigranten edierte. Zudem hat die Akademie dem Thema eine Ausstellung gewidmet »Wider das Vergessen«. Aber nehmen seit-her Hans Schiebelhuth oder Alfons Paquet einen Platz ein in unserem literarischen Bewußtsein? Haben wir uns dank der Neuauflage der Gedichte *Am stürzenden Pfad* den Namen von Franz Baermann Steiner gemerkt, des letzten großen Dichters der deutschen Prager Literatur?

Nun stellt Erinnern und damit das Erinnern an Verges-senes, unabhängig der besonderen deutschen Emigrations-literatur, eine Konstante der selbstauferlegten Verpflichtung des literarischen Gesprächs dar. Oder wie es Peter von Matt formulierte: »Ein Wort geht um hierzulande. Es ist ein schlichtes Alltagswort, aber es hat einen Gefühlsgehalt ge-wonnen, der es zu einem kulturpolitischen Ereignis macht – die emotionale Aufladung dieses Wortes ist vielleicht sogar wichtiger als die Dinge, auf die es von Fall zu Fall verweist. Das Wort heißt ›Wiederentdeckung‹.«

Der Zürcher Literaturwissenschaftler geht in dem Zu-sammenhang der Frage nach, wie es zu solchem Vergessen überhaupt erst kommt. Das hat unweigerlich mit Rezeption zu tun. Diese kompliziert sich für einen Schweizer Schrift-steller insofern, als er im eigenen Land oft genug erst zur Kenntnis genommen wird, soweit dies auch im größeren deutschsprachigen Kulturraum der Fall ist.

Allerdings muß da noch anderes mitspielen, ohne daß ich genauer sagen könnte, was. Das Vergessen-Gehen irritiert mich, wenn ich feststelle, wie Namen meiner Generation aus dem Gespräch verschwinden, sozusagen sang- und klanglos, ohne daß irgend ein bestimmtes Vorkommnis zu verzeich-

nen wäre. Könnte man von einem schleichenden Vergessen-Gehen reden? Ich denke da, um nur ein Beispiel zu nennen, an einen Kollegen wie Jürg Federspiel. Wenn über das Verhältnis Literatur und Journalismus diskutiert wird und damit über die literarische Reportage, wird unweigerlich Nikolaus Meienberg genannt. Aber man wird kaum Federspiel erwähnen mit *Tage in Manhattan* oder *Die beste Stadt für Blinde* und in diesem Zusammenhang eben so wenig Laure Wyss mit *Frauenprotokolle*, obwohl beide mit ihrem literarischen Journalismus ebenbürtig sind. Da kommen eingespielte Vorstellungen zum Zug, Mode und Trends. Nicht zuletzt ideologische Vorlieben. Oder manifestiert sich einfach Nicht-Informiertheit?

Wir machen die unterschiedlichsten Erfahrungen mit dem Wiederentdecken. Dieses kann bis zum modischen Kult gehen wie mit Robert Walser und der jüngsten Walserei. Wiederentdecken bedeutete im Falle von Glauser, der sich dank Filmen durchaus einer gewissen Popularität erfreute, einen Kriminalschriftsteller für den literarischen Rang entdecken. Auch das Umgekehrte gilt: Ludwig Hohl, einen Schriftsteller für Schriftsteller, für ein breiteres Publikum zu gewinnen. Wiederentdecken aber kann auch als wieder und wieder entdecken folgenlos bleiben, wenn wir an Jakob Schaffner denken, den wir mit Selbstgerechtigkeit für seine Nazi-Sympathien büßen lassen und uns damit um Literatur bringen. Aber wiederentdecken sollte auch nicht einer Heiligsprechung gleichkommen. Annemarie Schwarzenbach entdecken ist das eine, sich mit ihr kritisch auseinandersetzen ein anderes. Wehe, wenn man ihre Artikel zitiert, in denen sie, die gegen den Nationalsozialismus

schrieb, Sympathien für die Salzar-Diktatur bekundet; solche Hinweise sind ein Sakrileg. Oder brachten die Neuauflagen von Jakob Bührers Bücher auch schon die Entdeckung eines literarischen Œuvres und nicht viel mehr die Zurkenntnisnahme eines trüben Kapitels unserer Mentalitätsgeschichte, in der einer Opfer seiner demokratischen Gesinnung wurde.

Andererseits: Manches, das vergessen ging, ist nicht zu Unrecht vergessen gegangen. Insofern gibt es ein schöpferisches Vergessen wie es ein schöpferisches Wiederentdecken gibt.

Solche Überlegungen drängen sich auf, da wir eben an einem Prozeß der Wiederentdeckung teilnehmen. Allerdings zeigt es sich gleich, daß dies im Falle von Carl Albert Loosli keineswegs so eindeutig ist.

Als Dieter Fringeli 1974 seine Aufsatzsammlung von Glauser bis Hohl herausgab, fand sich unter seinen *Dichter im Abseits* kein Loosli. Gekannt aber hat er ihn; denn in seiner Sammlung von Mundartgedichten *Mach keini Sprüch* hat er Gedichte von Loosli aufgenommen.

Auch als Beatrice von Matt 1985 ihre *Aufsätze zur Schweizer Literatur* von Walser bis Muschg zusammenstellte, kommt bei ihren *Lesarten* der Name Loosli selbst im Namensregister nicht vor.

Und ebenso fehlt Loosli in dem von Joseph Bättig und Stephan Leimgruber editierten Sammelband *Grenzfall Literatur*, als ob Loosli bei diesen Untersuchungen über die »Sinnfrage in der modernen Literatur der viersprachigen Schweiz« nicht auch einen Beitrag bieten könnte.

Mehr Glück hatte Loosli bei Elsbeth Pulver. In ihrem

Überblick über die deutschsprachige Literatur der Schweiz seit 1945 in *Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz* liest man immerhin, daß dieser Autor eines Gedichtbandes »vor allem als Publizist ein ganz ungewöhnlicher, streitbarer Kämpfer war«. Von seiner Arbeit als Schriftsteller ist nicht die Rede. In der Bio-Bibliographie wird neben dem Gedichtband *Mys Aemmtal* nur *Bümpliz und die Welt* erwähnt. Interessant aber ihre Anmerkung: »Loosli ist in den letzten Jahren neu entdeckt worden, gerade in seiner »non-konformistischen Haltung« vor allem durch eine vielbeachtete Radiosendung von Rudolf Stalder.«

Angesprochen ist Rudolf Stalder, der eine »Auswahl aus Looslis Schriften mit Hinweisen auf Leben und Werk« unter dem Titel *Nonkonformist und Weltbürger* herausgab. Er, der noch von einem »allzu lange verkannten, ja totgeschwiegenen Dichter« schrieb, konnte 1980 in seinem Vorwort zur zweiten Auflage mit Befriedigung feststellen: »Die Büchergilde Gutenberg hat einige Nachdrucke gewagt. Und jetzt ist es vor allem der Huber Verlag, der für Loosli einsteht.« In der Tat, Huber Frauenfeld brachte nach der Neuauflage der *Schattmattbauern* die Mundartgedichte *Mys Aemmtal* heraus, zudem einen Roman aus dem Nachlaß *Es starb ein Dorf*. Bemerkenswert aber die Publikation (nach einem Zitat von Loosli) *Ihr braven Leute nennt euch Demokraten*, eine Auswahl von »Schriften zur Politik, Geschichte und Kultur«. Ich muß gestehen, daß mir dieser Band die Augen für Loosli öffnete.

Das Buch wurde herausgegeben von Erwin Marti, dem wir heute eine Biographie »in progress« verdanken und der mit Fredi Lerch für die siebenbändige Werkausgabe des Rot-

punktverlages verantwortlich zeichnet. *Ihr braven Leute nennt euch Demokraten* stellt nach wie vor in Auswahl und Präsentation eine erstklassige Einführung in Looslis Schaffen und Denken dar.

Man sieht, so berechtigt es ist, von einem unbekannten oder verkannten oder gar verleugneten Schriftsteller Loosli zu reden, es hätte durchaus die Chance bestanden, von ihm Kenntnis zu nehmen.

Die verpaßte Chance ist um so überraschender, als man mit Loosli einen Autor vor sich hat, der das besitzt, was man potentielle Gegenwart nennen mag, eine versteckte oder nicht genutzte Aktualität. Nicht daß bei diesem Autor schon alles zu finden wäre, was uns beschäftigt; aber es erweist sich: Was wir als aktuell und heutig diskutieren, wurde nicht erst mit uns Thema. Schon deswegen nicht, weil die Geschichte nicht erst mit uns beginnt.

Wir kennen die Klage: Diesem Land fehlt die Vision, wobei ich gleich beifügen muß, daß mir selber nicht so sehr nach Visionen ist, sondern viel mehr nach einem Realitäts-sinn, der sich nicht um ideologische Positionen kümmert. Aber wir erwarten nun einmal etwas von Visionen, die haben etwas angenehm Allgemeines. Da klingt erneut »besoin de grandeur« auf.

So neu ist das allerdings nicht, wenn wir 1915 bei Loosli lesen:

»Ich will ja nicht annehmen, unser Menschenmaterial sei schlechter als das anderer Volksstämme, aber wir sind – als Volk – zu lange aus der Übung gekommen, für eine große Sache uns einzusetzen.«

Und was, wenn wir von ihm vernehmen, wie sich die Dinge sonst geändert haben:

»Unser vielgepriesenes Asylrecht ist wie so manches andere nach und nach zum toten Buchstaben herabgesunken, und keine Behörde gibt es mehr, welche den Mut und die Kraft hätte, das in den Kot geworfene Kleinod schweizerischer Urbanität aufzuheben und in neuem Glanze erstrahlen zu lassen. Wir dürfen ohne Übertreibung heute behaupten, daß das Asylrecht nicht mehr in seinem ursprünglichen und edlen Sinne existiert, daß es äußerem Druck, dem fremder Regierungen, weichen müsse. Seitdem der Anarchismus bestimmte Formen angenommen hat, seitdem die Sozialdemokratie die pekuniären Interessen Einzelner gefährdet, glaubt man ein wirksames Mittel gegen sie in der Aufhebung des Asylrechtes gefunden zu haben.«

Unbekannt kommen uns diese Bedenken nicht vor. Doch dann lesen wir:

»Wenn es [...] so weitergeht, so werden wir eines Tages im Verhältnis zu der Bevölkerung viel zu wenig Einheimische, folglich eine viel zu geringe Wehrmacht mehr haben, um unsere Unabhängigkeit gegen außen aufrechtzuhalten und unsere Freiheit zu schützen, und dann – – finis Helvetiae! Wollen wir wirklich warten, bis uns das Schicksal ereilt, welches den südafrikanischen Burenrepubliken das Grab schaufelte, nämlich bis die Einwanderer stärker als wir geworden sind, sich unsere Hoheit im

eigenen Lande nicht länger gefallen lassen und uns selbst unterjochen werden?«

Sätze, die uns nicht im Detail, aber in der Grundhaltung an unsere heutige politische Auseinandersetzung erinnern: die drohende Überfremdung, als deren Folge Minarette Kirchtürme ablösen.

Loosis Bedenken finden sich wie die Klage über die Verwässerung des Asylrechts in ein und derselben Schrift, in *Schweizerische Zukunftspflichten*. Zu den zukünftigen Pflichten gehört nach ihm auch folgendes:

»Weil ich nun der felsenfesten Überzeugung lebe, daß die Schweiz eine Mission inmitten der Großstaaten Europas zu erfüllen hat, darum versuche ich, unser nationales Zukunftsprogramm zu umreißen. [...] In was die Mission, welche meines Erachtens der Schweiz zugedacht ist, bestehe? [...] die Schweiz, als der Embryo der zukünftigen Vereinigten Staaten Europas. Ist diese Mission für die Schweiz erstrebenswert und durchführbar? Ich denke wohl, denn einmal haben wir durch unsere Staatseinrichtung bereits den Anfang dazu gemacht und den praktischen Beweis erbracht, daß zweiundzwanzig Einzelstaaten verschiedener völkischer Abstammung, verschiedener Rasse, verschiedener Bekenntnisse und Kulturgemeinschaften und verschiedener Rechtsanschauungen und geschichtlicher Überlieferungen, sehr wohl sich zu einem Staatenbunde friedlich zusammenfinden können [...] Und damit auch der Beweis, daß, was für zweiundzwanzig selbständige Staatsgebilde möglich und durchführbar

war, für einige fernere Dutzende kein Ding der praktischen Unmöglichkeit sein kann.«

Die Schweiz mit ihrem Föderalismus als Beispiel für ein geeinigtes Europa, ist das nicht ein Lieblingsargument mancher heutiger Europabefürworter? Redet da nicht in verkappter Weise der »Sonderfall« mit? Helvetia mediatrix, hat einmal das stolze Credo gelautet, die Schweiz, die heute abseits steht, als Vermittlerin. Die Schweiz als Vorbild, als ob es nicht auch einen schweizerischen Föderalismus mit über zwanzig Schulsystemen gäbe, der überholt werden muß, als ob nicht ein europäischer Föderalismus im Entstehen ist, von dem wir lernen, wenn nicht gar profitieren könnten.

In *Schweizerische Zukunftspflichten*, 1915 erschienen, nahm Loosli auf, was er drei Jahre zuvor in der Broschüre *Ist die Schweiz regenerationsbedürftig* diskutiert hatte. Eine Frage, die er mit Ja beantwortete:

»Darum ist es unsere Pflicht zu entscheiden, ob wir stark und fähig genug sind, diese Regeneration erbarmungslos durchzusetzen, oder im Verneinungsfalle zu erwägen, ob wir nicht unser Land einer großzügigen Kursaalverwaltung à la Monaco in Regiebetrieb geben sollten.«

Voll Vertrauen fordert er:

»Unsere geschichtliche Mission, um derentwillen wir noch einzig zu bestehen haben, verlangt von uns Einigkeit, selbstbewußte Kraft und starkes, nicht zu trübendes Nationalbewußtsein.«

Ist die Schweiz regenerationsbedürftig und Schweizerische Zukunftspflichten sind intellektuelle Manifestationen jenes Bewußtseinsprozesses, zu dem auch Carl Spittellers Rede »Unser Schweizer Standpunkt« zählt. Die Heranbildung eines nationalen Selbstverständnisses, nicht frei von nationalistischem Credo (»auf daß in Zukunft die Schweiz uns Schweizern allein gehöre«). Ausdruck auch einer kulturellen Emanzipation nicht zuletzt im Hinblick auf Deutschland. Eine Selbstbehauptung, in der durchaus im Gütezeichen Tells die Kampfparole zu hören ist »Kauft einheimische Ware«. Und all das vorgebracht in einer Sprache, in der Wörter wie »völkisch« und »Volksseele« oder Ausdrücke wie »kulturelle Entartung« noch nicht den nationalsozialistischen »mauvais goût« haben.

Dies vor Augen wird einem einmal mehr bewußt, daß das, was wir als Geistige Landesverteidigung kennen, nicht erst eine Schöpfung der dreißiger Jahre ist, sondern Jahrzehnte zuvor in Bewegung gesetzt wurde, und an dem Loosli entscheidend Anteil hat.

Nun wird ein solcher kultureller Emanzipationsprozeß, bei dem es um das geht, was auch »Schweizertum« heißt, unweigerlich sich mit unserer Sprachsituation auseinander setzen. Mit der Tatsache, daß wir anders reden als schreiben, wie die gängige Auffassung lautet, eine grundsätzlich falsche Fragestellung, da das Standarddeutsch bzw. das Hochdeutsche nicht nur Schriftsprache ist, wie ein unglücklicher Ausdruck lautet, sondern gleichberechtigt und gleichnotwendig neben dem Dialekt Umgangssprache ist.

Loosli ist ein glühender Verteidiger der Mundart. Wie sich der Dialekt, in dem Fall der Berner Dialekt literarisch

fruktifizieren läßt, hat er mit seinem Gedichtband *Mys Aemmital* bewiesen. Aber nicht nur in der Poesie, sondern auch in der Prosa, denkt man an eine Erzählung wie »De Gäng-Hü-Schlosser«. Ohne Minderwertigkeitsgefühl oder weitere Rechtfertigung verwendet er in seinem Hochdeutsch »Helvetismen« (oder »Allemanismen« wie es damals hieß), und dies, obwohl man deswegen »gehudelt und gestäupt« wird. Also vernimmt man in seiner Prosa von »rat- und hilflosen Tröpfen«, da »verschwitzt« einer, was er gelernt hat, statt daß er es vergißt, und ein anderer macht ein »schafiges Gesicht«, ein Verhalten, das »unter aller Kanone« ist.

So sehr sich Loosli für die Mundart einsetzte, er ideologisierte sie nie. »Ihr Wert liegt in ihrer innigen Verwachsenheit mit unserer Seele, mit unserem reinsten Heimatbewußtsein, mit unseren bis in die frühesten Kindheitstage zurückreichenden Volkstumbbewußtsein«. Das liest man in seinen *Glossen zur Schweizerischen Sprach-Bewegung*, in denen er sich 1938, zur Zeit des dominierenden Heimatschutzes, gegen ein »Schwyzertütsch« in Abgrenzung zum Hochdeutschen wehrt. Er erlaube sich »der ketzerischen aber doch wohl nicht unerhörten Ansicht zu huldigen, daß die deutsche Schriftsprache, die uns das Beste und Schönste, was je in deutschen Sprachgebieten erlebt, gedacht und geschrieben wurde, daß die Sprache, die uns die deutschen Klassiker, wie das Wertvollste unseres Wissens und Könnens, unsere Bildung schlechthin zugänglich gestaltete und ermöglichte, keineswegs als ausschließliches Monopol des deutschen Reiches, am allerwenigstens des Dritten Reiches, angesprochen werden darf«.

Dieses Sprachbewußtsein und die entsprechende Sprachhandhabung ließen ihn zu einem Satiriker von brilliantem Hochdeutsch werden. Eine literarische Gattung allerdings, deren Opfer er wurde, wenn er sich über die Autorschaft von Jeremias Gotthelf lustig machte. Das ist nachzulesen im vierten Band der Werkausgabe *Gotthelfhandel*, der über »Literatur und Literaturpolitik« informiert. Nun hatte es die Ironie im deutschen Sprachbereich nie leicht – ob da Looslis Vorschlag geholfen hätte, für ironische Bemerkungen ein entsprechendes Satzzeichen zu schaffen?

Er, der von einer »helvetischen« oder gar »Berner Renaissance« sprach, der sich in lokalen und schweizerischen Belangen engagierte, ob als Publizist oder Politiker, erwies mit seiner historischen Bilanz Weltläufigkeit:

»Was ist von Spaniens Weltmacht, von Portugals Glanzzeit, was vom hohen Ruhme der großmächtigen Generalstaaten übrig geblieben, verglichen mit den drei einzigen Namen eines Cervantes, eines Camoes, eines Rembrandt? [...] Was wiegt für uns Englands, was Frankreichs Vergangenheit, da wir Shakespeare, Racine, Molière besitzen?« Was Geist und Schönheit schufen, fährt Loosli weiter, bleibe »als einziges ewig«.

Die Formel für ein solches kulturelles Bild von Weltgeschichte lautete überraschenderweise »Bümpliz und die Welt«. Nun hat das Wort »Bümpliz« helvetisch einen eigenen Klang. Ob zu Recht oder zu Unrecht, da klingt Hinterwäldlerisches mit, wozu die Art, wie sich Loosli kleidete, noch das ihrige beigetragen hat. Es ist aber genau dieses

Bümpliz, das Loosli ins Spannungsfeld zur Welt bringt. Damit erlangt sein Denken die Mobilität von Dialektik.

Der »Philosoph von Bümpliz«, so lautet eine seiner Auszeichnungen. Das ist anerkennend gut gemeint, aber hat etwas von verniedlichendem Schulterklopfen. So ungewohnt ist das nicht, wenn wir an den Zürcher Bauer Kleinjogg denken, der es international zu einem »Socrate helvétique« gebracht hat. Der Autodidakt Ulrich Bräker bleibt nun einmal der »arme Mann aus dem Toggenburg«.

Aber welchen Beiklang »Bümpliz« auch haben mag, so sehr es Wohn-, Schreib- und Tatort war, es hat Loosli nie eingeengt. Obwohl der Ort zu Nostalgie verleiten konnte. Im Roman *Es starb ein Dorf* hat Loosli dargestellt, wie sich ein Dorf als Folge der Einstädterung und der Industrialisierung verändert, wie es, nach der Meinung seines Protagonisten Opfer wird, so zieht dieser gleichsam Bilanz, indem er die Zeit von damals mit seiner Jetztzeit vergleicht:

»Sicherlich war (damals) jeder darauf bedacht, sich und die Seinen so weich als möglich zu betten. Ebenso wahr ist es, daß viele zu diesem Ende in der Wahl ihrer Mittel nicht immer allzu wählerisch waren. Aber sie hielten zusammen als Familie, als Sippe, als Nachbarn, als Gemeindebürger. Sie hatten Rasse, hatten Schnabel und Klaue; es waren lebendige Menschen, keine Automaten, keine bloßen Nachsager, keine ausschließlichen Erwerbs- oder Vergnügungsmaschinen. Sie leisteten sich sogar Übersetzungen und, wenn die Not an den Mann kam, so hatten sie den Mut, dazu durch dick und dünn zu stehen. Sie schworen nicht auf verblasene Partei-, Klüngel- und Kon-

fektionsmeinungen, sondern waren beseelt! Zum Teil ordentlich schwarz beseelt, zugestanden, aber immerhin beseelt! Heute sind sie es, wenn überhaupt, bloß noch zum eigenen Haus- und Selbstgebrauch. Sie beziehen ihr Wissen, ihre Ansichten, ihre Meinungen längst nicht mehr leidenschaftlich oder überlegt aus sich selbst und ihrem pulsenden Umweltsleben, sondern aus Zeitungen, Zeitschrift, Vortrag und Radio. Sie unterscheiden sich kaum mehr voneinander, geschweige denn von den landläufigen Dutzendmenschen. Es gab eine Zeit, wo ihre Worte sinnvoll waren, wo sie karger, überlegter damit umgingen, zu erlaubten oder unerlaubten Zwecken. Damals sprachen, heute schwatzen sie. Sie sind dem allgemeinen, unterdurchschnittlichen Bildungstrieb unterlegen; sie haben Leidenschaften und Gewohnheiten, Überzeugungen an Schlagwörter preisgegeben. Nicht einmal mehr zu eigentlicher Lasterhaftigkeit bringen sie den Mut und das Vermögen auf. Sie sind darob nicht glücklicher geworden, denn sie kennen keine wahre Freude mehr, sondern höchstens noch Vergnügen. Durch die Verstädterung haben sie ihre Gemeindeseele verloren, ihre Wesenheit, ihren Charakter! Es starb ihr Dorf!«

Die Stadt als Übel – dieser schweizerische Topos verführt zu reaktionären Klischees. Aber zu seinem und zu unserem Glück hat Loosli wohl nicht zuletzt aufgrund eigener Erfahrung, als Geschworener wie als Politiker und vor allem als Journalist einen Sinn für soziale Realitäten entwickelt und bewahrt – ob dies die Frauenemanzipation oder die Sexualität betrifft, ob er sich mit Patriotismus oder dem Chri-

stentum auseinandersetzt. Die Proletarisierung der Gesellschaft war nicht nur Verlust ländlicher (wenn nicht zuletzt alpiner) Lebensgewohnheiten; als neue Herausforderung galt es zu bestimmen, was Loosli erkannte und als »Proletarische Bildungsideale« forderte. Trotz aller konservativer Nostalgie im Rücken richtete sich sein Blick nach vorn und vorwärts: Wenn er eine Verfassung fordert, in der das Recht auf Arbeit garantiert sein soll, oder wenn er propagiert:

»Es ist nötig, in Erwartung des Idealstaates ihm durch Einführung der freien Ehe die Wege zu ebnen. Die freie Ehe ist eine Kulturtat, eine dringende soziale Forderung: Daher nieder mit der verseuchten, prostitutionellen Staatsehe.«

Wie modern sein Weitblick war, mag eine Stelle wie die illustrieren:

»Eine der verderblichsten Folgen der uns von der Französischen Revolution vermittelten Gleichheitsauffassung äußert sich in der Forderung des allgemeinen und obligatorischen Volksunterrichts. Denn der geht auf einen gewissen Durchschnitt der Bildung aus, setzt ein Mindestmaß von Kenntnissen voraus, über das er nicht hinauskommt, und verschärft dadurch die Schwierigkeiten der Lebensbedingungen der Schwachen, während er den Starken zurückbindet. Die anzustrebende Gleichheit hätte in gleichen Bildungsmöglichkeiten, aber nicht in gleichem Bildungsgang bestehen müssen.«

Ihm kam immer wieder zugute, daß er trotz seines Engagements kein Freund des Doktrinären war. Ein Grund, der es ihm verunmöglichte, sich parteipolitisch zu engagieren. Sein Verwerfen von Ideologien drückte er auf seine Art aus, indem er von der Revolution sagt: Jede »vermindert bzw. erwürgt die Freiheit, gerade weil sie theoretisiert«. Man wird nicht ein politischer Autor, indem man einen politischen Standpunkt einnimmt und Politik propagiert, sondern indem man die Politik selber thematisiert, wie ein Moralist nicht dadurch zum Moralisten wird, indem er Moral verkündet, sondern indem er die Moral selber zum Thema macht.

Nun war es für Looslis Denkhabitus bereits entscheidend gewesen, die französische Schweiz während seiner Ausbildung kennengelernt zu haben. Er wurde zweisprachig, ein Moment übrigens, um auf ihn als Übersetzer hinzuweisen. Frankreich prägte ihn nachhaltig. In seiner Broschüre *Demokratie und Charakter* teilt er den Diskurs in Kapitel wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf. Paris lernte er zur Zeit der Dreyfus-Affäre kennen und erlebte mit Zola das Beispiel eines engagierten Intellektuellen. Man vergleiche nur Looslis Urteil über Zola mit der Distanziertheit, mit der Gottfried Keller sich zu diesem Franzosen äußerte; aber wir haben ja auch keinen Titel *Seldwyla und die Welt*. Loosli führte dem Geist nach das »J'accuse« eines Zola weiter, als er das Verhältnis von uns und den Juden untersuchte in seinem Einsatz für Toleranz:

»Daher ist der Antisemitismus jeglichen Landes und jeglicher Zeit der zuverlässigste Gradmesser des jeweiligen Standes der Selbstbestimmungsrechte der Völker. Je üp-

piger der Antisemitismus irgendwo wuchert, je mehr sind daselbst die Menschen überhaupt Untertanen; je geringer sein Einfluß ist, je mehr sind die Menschen Bürger. Die Stellung der Juden jeglichen Ortes bildet daher den sichersten Prüfstein der politischen Reife und des allgemeinen Gesittungsstandes ihrer Wirtsvölker...«

Die Welt, das konnte Aktualität bedeuten, so daß ein Kollege wie Jakob Bühner seine Verteidigung von Loosli »Bümpfiz und das III. Reich« titelte. Welt bot journalistisch Stoff. Ob für Aufsätze wie »Über den Fetischismus in Europa« oder über die »Deutsche Misere und Katastrophe in Geschichte und Gegenwart«, für seine frühen Europaberichte »Reiseskizzen und Erinnerungen« bis zu dem Band »Was ich in England sah«. Oder es ergab sich auch literarisch Stoff für eine historisierende Geschichte wie »Suarez & Cie. gegen Gebrüder Ferraz«.

Bümpfiz und die Welt dieser Titel bietet sich bis heute als Schlagwort an. Als der Lenos Verlag für die 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft ein *Lexikon der Schweizer Literaturen* zusammenstellte, wird bei Loosli zwar erwähnt, daß er Novellen und Satiren schrieb, aber kein entsprechender Buchtitel wird aufgeführt. Im *Schweizer Lexikon* ergeht es Loosli ausführlicher. Da werden als Prosaschriften *Ewige Gestalten* und *Sansons Gehilfe* genannt. Der vollständige Titel von *Sansons Gehilfe* lautet aber *und andere Schubladen novellen*. Schubladen novellen scheinen ein, wenn auch nicht unbedingt freiwilliges, Genre in seinem Schaffen und in seiner Rezeption darzustellen. Nicht nur weil manche Schriften im Selbstverlag erschienen sind; vieles, was bei

gängigen Verlagen herauskam, schien für die Schubladen bestimmt zu sein, und ist heute selbst in renommierten Bibliotheken kaum zu finden.

Wir haben bis jetzt die Stichworte nicht erwähnt, die normalerweise bei einer Präsentation von Loosli am Anfang stehen: uneheliches Kind und eine Jugend in Anstalten. Wenn wir bisher nicht darauf zu sprechen kamen, geschah dies keineswegs, um Loosli um seine triste Biographie zu bringen oder um seinen ehrenvollen Kampf gegen die Administrativjustiz und für eine Erziehung, die nicht Abrichtung ist, sondern Entfaltung.

Wir möchten Loosli als Schriftsteller entdecken. Das hört sich vermessen an. Als Autor der *Schattmattbauern* nimmt Loosli längst seinen Platz als Schriftsteller ein. Er steht am Anfang jener Kriminalliteratur, die es heute zu einer vielseitigen Mode brachte. Jedenfalls ist er neben Friedrich Glauser zu nennen, nicht nur dem Rang, sondern auch dem Erzählcharakter nach. Nicht das kriminalistische Aufspüren macht die Bedeutung aus, sondern die Darstellung der sozialen Milieus.

Wir denken an eine Art Befreiungsakt. Wir möchten Loosli bei unserer Entdeckung für das literarische Gespräch als Schriftsteller nicht in die Zwangsjacke seiner Biographie stecken, ihn nicht per Rezeption noch einmal in Anstalten einweisen, um ihn hinterher daraus zu befreien und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Nehmen wir als Beispiel eine Kurzgeschichte wie ›Caligula minor‹. In ihr erzählt Loosli von einem tyrannisch-sadistischen Anstaltdirektor. Es ist augenfällig, daß persönliche Erfahrung den Stoff abgab. Aber die persönliche

Betroffenheit tritt in den Hintergrund zugunsten der literarischen Darstellung. Oder um Loosli selber zu zitieren, was als ein souveräner Weg zur Literatur gelesen werden kann:

»Ich war phantastisch, unberechenbar, doch je länger, je skeptischer, in mich gekehrter, meiner Jugend entkleidet und beraubt [...] Ich war zerfahren, eigenwillig bis zur Selbsterfleischung [...] jeder Versuchung unterliegend, empört und verwirrt, daß es mir erst in reifen Mannesjahren allmählich gelang, mich selbst zu finden.«

Und wenn es um die ›Kindheitserinnerungen eines Unehelichen‹ geht, dann soll dieser Text, für den Loosli keinen Verleger fand, nicht einfach als ein Dokument sozialer Diskriminierung gelesen werden, sondern als ein Stück Literatur und somit als Reflektieren über das autobiographische Schreiben:

»Bewußt oder unbewußt, gewollt oder nicht, lügt man, ob man rede oder schreibe. Die absolute Wahrheit ist uns versagt [...] Dem ist übrigens gut, denn die wirkliche, die ganze Wahrheit vermöchten wir ja doch nicht zu ertragen [...] Wer demnach spricht, schreibt oder überhaupt irgendwie gestaltet, trägt lediglich, falls er nicht geradezu wahnsinnig ist, seine immerdar eigenpersönlichen Erlebnisse und Empfindungen, aber auch diese nicht ohne Um- und Vorsicht, zu Markte. Diese aber sind fragmentarisch.«

Jedenfalls würden ›Caligula minor‹ und die ›Kindheitserinnerungen‹ Beispiele der Erzählkunst in einer Anthologie

abgeben, die ich zusammenstellen möchte unter dem Titel *Loosli erzählt*. Unsere Anthologie wäre als Ergänzung zur sorgfältig edierten und ausführlich kommentierten Werkausgabe gedacht. Die Werke für die Regale und die Anthologie für die Jackentasche.

Bei der Redaktion würde ich mir vielleicht einen Eingriff erlauben und den bildungsbeflissenen Titel ›Caligula minor‹ nicht streichen, ihn aber mit einem ›oder‹ ergänzen: oder ›Die Karriere eines Sadisten‹ oder vielleicht ›Der Sadist als nützliches Glied unserer Gesellschaft‹.

Wenn es schon ein »musée imaginaire« gibt, weshalb sollte es, einer Wunschvorstellung entsprechend, nicht auch eine »bibliothèque imaginaire« geben. Mit einem Erzählband von Loosli. Darin würden sicher Geschichten aus dem Zyklus *Der Mutzlikeller* wie ›Der Giftmörder‹ oder ›Der Brandstifter aus Dankbarkeit‹ zu lesen sein. Für eine solche Anthologie eignet sich neben *Bümpliz und die Welt* nicht minder der Band *Satiren und Burlesken* mit Geschichten wie ›Das Knochenkonkubinat‹ oder ›Der Sandhase‹. Wie fündig an Anekdoten und Episoden könnte man werden in *Erlebtes und Erlauschtes*, nicht die Satiren des *Narrenspiegels* zu vergessen oder *Ewige Gestalten*. Ganz abgesehen davon, daß man aus dem Band *Die Schattmattbauern* die Kriminalerzählungen ›Die Geisterphotographie‹ und ›Zweierlei Kaliber‹ übernehmen könnte.

Eine durchaus denkbare Art, Loosli zu entdecken – was anderen Entdeckungsmöglichkeiten keineswegs im Wege stände.